

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt. Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Titel des russischen Originals: Человек – амфибия  
Ins Deutsche übertragen von Gisela Frankenberg

eISBN 978-3-355-50015-9

© 2014 (1984) Verlag Neues Leben, Berlin  
Neues Leben Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG  
Neue Grünstraße 18, 10179 Berlin  
Cover und Illustrationen: Rainer Sacher

*[www.verlag-neues-leben.de](http://www.verlag-neues-leben.de)*

Alexander Beljajew

# Der Amphibienmensch

neues leben



## Der Meeresteufel

Die schwüle Januarnacht des argentinischen Sommers war angebrochen. Sterne bedeckten den schwarzen Himmel. Ruhig lag die »Medusa« vor Anker. Weder das Plätschern der Wellen noch das Scheppern des Takelwerks verletzten die nächtliche Stille. Der Ozean schien in tiefen Schlaf versunken. Auf dem Deck des Schoners lagen halbnackte Perlenfischer. Von Arbeit und Sonnenglut erschöpft, wälzten sie sich im Schlaf hin und her, stöhnten und sprachen laut im Traum. Ihre Arme und Beine zuckten nervös. Vielleicht träumten sie von ihren Feinden, den Haien. An solch heißen, windstillen Tagen fühlten die Männer sich so elend, daß sie nach dem Fang nicht einmal mehr die Boote an Deck hieven konnten. Das war auch nicht notwendig, denn nichts deutete auf einen Wetterumschwung hin. Die Boote blieben also über Nacht an der Ankerkette vertäut. Die Rahen waren nicht gerichtet, die Takelage hing schlaff herab, und der nicht eingeholte Klüver bauschte sich in der leichten Brise. Das Deck war mit Perlmuscheln und Stücken von Korallenkalk

übersät. Überall lagen Leinensäcke für die Muscheln und Seile herum, an denen sich die Perlenfischer auf den Meeresgrund hinab lassen. Hier und dort standen leere Fässer. Neben dem Besan befand sich ein großer Kübel mit Frischwasser und einem angeketeten Schöpfbecher aus Blech. Um den Kübel hatte sich eine dunkle Wasserlache gebildet.

Von Zeit zu Zeit erhob sich der eine oder der andere im Halbschlaf, taumelte über die Schlafenden und tappte zum Wasserkübel. Ohne die Augen aufzumachen, schlürfte er aus dem Schöpfbecher und sackte daraufhin auf der Stelle zusammen, als hätte er nicht Wasser, sondern reinen Sprit getrunken. Durst quälte die Fischer. Morgens vor der Arbeit war es für die Perlentaucher gefährlich, etwas zu sich zu nehmen, denn unter Wasser waren sie einem zu starken Druck ausgesetzt. Aus diesem Grund arbeiteten die Männer bis zur Abenddämmerung mit nüchternem Magen. Erst vor dem Schlafengehen kamen sie zum Essen. Und gewöhnlich wurde ihnen Gepökeltes vorgesetzt.

Nachtwache hielt der Indianer Baltasar, die rechte Hand von Pedro Surita, dem Kapitän und Eigner der »Medusa«.

In seiner Jugend war Baltasar ein weithin bekannter Perlenfischer gewesen, der es neunzig, ja hundert Sekunden unter Wasser aushielt, doppelt so lange wie die anderen.

»Warum? Weil man es damals noch verstand, je-

mand was beizubringen, und das von Kindesbeinen an«, pflegte Baltasar den jungen Perlenfischern zu sagen. »Ich war gerade zehn, als Vater mich zu Jose auf einen Tender in die Lehre gab. Jose hatte zwölf Lehrjungen. Tauchen lernten wir so: Jose warf einen weißen Stein oder eine Muschel ins Wasser und schrie: ›Tauch und hol sie raus!‹ Und jedesmal warf er weiter. Hast du sie nicht geholt, hat's was mit der Gerte oder dem Striemen gegeben – und wieder rein ins Wasser, wie ein kleiner Hund. ›Tauch noch mal!‹ So hat Jose uns das Tauchen beigebracht, und wir gewöhnten uns daran, es lange unter Wasser auszuhalten. Der alte und erfahrene Fischer ist bis zum Meeresgrund getaucht und hat einen Korb oder ein Netz an den Anker gebunden. Dann sind wir an der Reihe gewesen, Korb oder Netz wieder loszumachen. Mit leeren Händen hätten wir gar nicht erst gewagt, nach oben zu kommen!

Unbarmherzig wurden wir geschlagen, die wenigsten haben durchgehalten. Ich jedoch habe es zum besten Taucher weit und breit gebracht und schönes Geld verdient.« Mit dem Alter gab Baltasar seinen gefährlichen Broterwerb als Perlenfischer auf. Sein linkes Bein hatte der Biß eines Hais verunstaltet, seine Hüfte eine Ankerkette zerfetzt. In Buenos Aires besaß er nun einen kleinen Laden und betrieb Handel mit Perlen, Korallen, Muscheln und anderen Raritäten aus dem Meer. Doch er langweilte sich an Land und fuhr darum so oft wie möglich mit den

Perlenfischern hinaus. Fabrikanten wie Schiffseigner schätzten ihn gleichermaßen. Niemand kannte die Gestade der La-Plata-Bucht und die Perlmuschelgründe besser als er.

Die jungen Perlenfischer weihte er in sämtliche Geheimnisse des Gewerbes ein: wie man unter Wasser den Atem anhält, den Angriff eines Hais abwehrt, und für ein anständiges Trinkgeld verriet er ihnen, wie man eine seltene Perle vor dem Patron in Sicherheit bringt.

Die Fabrikanten und die Schiffseigner zollten ihm Achtung, weil er mit einem einzigen Blick, ohne sich zu irren, den Wert einer Perle erkannte und im Nu die kostbarste für den Patron aussuchte.

Deshalb nahmen die Schiffseigner ihn gern als Gehilfen und Ratgeber mit.

Jetzt saß Baltasar auf einem kleinen Faß und sog bedächtig an einer dicken Zigarre. Das Licht der am Mast angebrachten Laterne fiel auf sein ovales Gesicht, das keine stark ausgeprägten Backenknochen, wohl aber eine gerade Nase und schöne Augen hatte. Das Gesicht eines Araukaners. Seine Lider senkten sich schwer. Er druselte vor sich hin. Seine Ohren jedoch waren hellwach. Sie wachten und signalisierten Gefahren selbst im tiefsten Schlaf. Im Augenblick vernahm Baltasar lediglich das Gestöhne und Gemurmur der Schlafenden. Vom Ufer zog der Geruch faulender Mollusken herüber, sie waren extra zum Verwesen ausgebreitet worden, um die Perlen später

leichter herauslösen zu können. Die Muschelschale einer lebenden Molluske läßt sich nämlich nur schwer öffnen. Ein Unbeteiligter fand den Gestank bestimmt grauenvoll, Baltasar hingegen schnupperte ihn nicht ohne Behagen. Für ihn, den Vagabunden und Perlensucher, verband sich dieser Geruch mit Erinnerungen an die Freuden des ungebundenen Lebens und die gefährlichen Abenteuer auf See.

Nachdem die Perlen aussortiert waren, wurden die größten Muscheln an Bord der »Medusa« genommen. Surita verstand zu rechnen. Die Muscheln verkauft er an eine Knopffabrik. Baltasar schlief. Nicht lange, und die Zigarre fiel aus seinen erschlafften Fingern. Der Kopf sank ihm auf die Brust.

Plötzlich drang ein ferner Laut in sein Bewußtsein. Der Ton wiederholte sich im Näher kommen. Baltasar riß die Augen auf. Es hörte sich an, als bliese jemand in ein Horn, als modulierte eine frische, junge menschliche Stimme das A, danach eine Oktave höher A-a.

Der melodische Ton hatte keinerlei Ähnlichkeit mit dem schrillen Heulen einer Schiffssirene, der fröhliche Ruf hörte sich auch nicht an wie der Hilfeschrei eines Ertrinkenden. Baltasar stand auf. Ihm schien, als wäre es mittlerweile frischer geworden. Er trat an das Schanzkleid und spähte auf die spiegelglatte Meeresfläche. Mit dem Fuß stieß er einen am Boden liegenden Indianer an und flüsterte ihm zu: »ER ruft. Bestimmt ist ER es!«



»Ich höre nichts«, antwortete mit genauso leiser Stimme der Indianer, kniete sich hin und lauschte in die Nacht. Unversehens brachen die Klänge von neuem durch die Stille.

»A-a.«

Bei diesem Ton krümmte sich der Indianer wie unter einem Peitschenhieb.

»Ja, bestimmt, das ist ER«, sagte der Indianer, und seine Zähne klapperten vor Angst.

Die anderen Perlenfischer waren ebenfalls aufgewacht und krochen zu der von der Laterne beleuchteten Stelle, als wollten sie im fahlen Schein des gelblichen Lichts Schutz vor der Finsternis suchen. Sie saßen dicht beieinander und lauschten gespannt. Der Klang des Horns und der Ruf ließen sich noch einmal aus der Ferne vernehmen, dann herrschte wieder Totenstille.

»ER.«

»Der Meeresteufel«, flüsterten die Fischer.

»Wir dürfen nicht länger hierbleiben.«

»Er ist schlimmer als ein Hai!«

»Man sollte den Kapitän holen!«

Das Tapsen bloßer Füße war zu hören. Gähnend und sich die behaarte Brust kratzend, erschien der Kapitän auf Deck. Pedro Surita. Ohne Hemd, nur mit einer Leinenhose bekleidet, am breiten Gürtel die Revolvertasche. Surita trat zu den Fischern. Die Laterne erhellte sein verschlafenes, von der Sonne gebräuntes Gesicht, das dichte, in Strähnen auf die

Stirn fallende Haar, die schwarzen Augenbrauen, den üppigen, gezwirbelten Schnurrbart und das von Graufäden durchzogene Zwickelbärtchen.

»Was ist los?«

Seine rauhe, ruhig klingende Stimme und die sicheren Bewegungen wirkten besänftigend auf die Indianer.

Alle redeten auf einmal.

Baltasar bedeutete mit einem Handzeichen, daß sie still sein sollten, und meldete:

»Wir haben eine Stimme gehört, die vom Meeresteufel«

»Das schien euch nur so«, antwortete Surita schlaftrunken und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

»Nein, nein, das war keine Einbildung. Wir haben alle den Ruf gehört und den Klang des Horns«, riefen die Fischer, Baltasar gebot wiederum durch ein Handzeichen zu schweigen und fuhr fort: »Ich habe es mit eigenen Ohren gehört. Das kann nur der Meeresteufel sein. Im Meer gibt es sonst niemand, der auf diese Weise ruft und bläst. Wir müssen so schnell wie möglich weg von hier.«

»Ammenmärchen«, widersprach Pedro Surita genauso gleichgültig wie zuvor.

Er verspürte keine Lust, die noch nicht ausgefaulten, übelriechenden Muscheln vom Ufer an Bord zu nehmen und die Anker zu lichten.

Doch es gelang ihm nicht, die Indianer zu über-

reden. Sie fuchtelten mit den Armen herum und drohten lauthals, am nächsten Morgen an Land und zu Fuß nach Buenos Aires zu gehen, falls Surita nicht den Anker hochzog.

»Der Satan soll diesen Meeresteufel holen und euch gleich mit! Gut, laufen wir eben bei Morgenrauen aus.« Knurrend ging der Kapitän in seine Kajüte zurück. Ihm stand nicht mehr der Sinn nach Schlaf. Er schaltete das Licht ein, steckte sich eine Zigarre an und marschierte durch den kleinen Raum, von einer Ecke zur anderen. Das geheimnisvolle Wesen, das vor einiger Zeit in den hiesigen Gewässern aufgekreuzt war und Fischer und Küstenbewohner verschreckte, wollte ihm nicht aus dem Kopf.

Niemand hatte es bis jetzt zu Gesicht bekommen, wenngleich es bereits mehrere Male von sich reden gemacht hatte. Legenden rankten sich inzwischen um seine Existenz. Die Seeleute erzählten sie sich flüsternd und blickten sich furchtsam um, als könnte das Ungeheuer sie belauschen.

Dem einen hatte das rätselhafte Geschöpf Böses zugefügt, dem anderen wiederum Hilfe geleistet. »Das ist der Gott des Meeres«, behaupteten die alten Indianer. »Einmal in tausend Jahren steigt er aus den Tiefen der Ozeane, um Gerechtigkeit auf Erden herzustellen.«

Die katholischen Priester versicherten den abergläubischen Spaniern hingegen, daß es der Meeres-

teufel sei, der den Menschen erscheine, weil sie die heilige katholische Kirche vergessen hätten.

Diese Gerüchte hatten schließlich auch Buenos Aires erreicht. Mehrere Wochen hatten Kolumnisten und Feuilletonisten der Boulevardblätter den Meeresteufel zu ihrem Lieblingshelden erkoren. Versanken aus unerklärlichen Gründen Schoner oder Fischerkähne, zerrissen Netze oder verschwand der Fang, wurde dem Meeresteufel die Schuld zugeschrieben. Andere wiederum wußten zu berichten, daß der Meeresteufel manchmal besonders große Fische in Fischerboote geworfen und einmal sogar einen Ertrinkenden gerettet hätte.

Ein Perlenfischer, der beinahe ertrunken wäre, bezeugte, daß jemand ihn von unten gegen den Rücken gestützt hätte und mit ihm ans Ufer geschwommen wäre, in dem Augenblick aber in der Brandung verschwand, als er den Fuß an Land gesetzt hatte.

Am erstaunlichsten war, daß noch nie jemand den Meeresteufel gesehen hatte. Niemand konnte beschreiben, wie das geheimnisvolle Wesen aussah. Natürlich fanden sich Augenzeugen, die dem Meeresteufel Hörner andichteten, Ziegenbart, Löwenpranken und Fischschwanz, oder ihn als riesenhafte gehörnte Kröte mit Menschenfüßen beschrieben.

Anfangs schenkten die Regierungsbeamten von Buenos Aires den Erzählungen und Zeitungsmeldungen keine Beachtung, weil sie sie für Ausgeburten der Phantasie hielten.